

...

...

Albert Daudistel: Das Opfer (Verlag Die Schmiede, Berlin).

Merkwürdiger- und höchst bedauerlicherweise gibt es noch sehr wenige Romane und Novellen, die wahrheitsgemäß die Fakten der Kriegs- und „Revolutionszeit“ darstellen. Und auch die paar Bücher, die Ereignisse der letzten zwölf Jahre darzustellen versuchten, gaben dies Zeitbild irgendwie stilisiert, denkmalhaft, phantastisch übersteigert, oder wollten universal, zu vollständig sein und wurden in diesem Eifer überladen, auseinanderfließend, undeutlich, konnten auf keine wichtige Einzelheit eingehen, nur ein verschwommenes, ungefähres Porträt der Dinge andeuten. Es fehlen Werke, die sich bescheiden, die ein ganz bestimmtes, dem Autor besonders vertrautes Teilgebiet desto gründlicher schildern. Es fehlen Werke, die von einem entschiedenen Standpunkte aus solche Schilderung zu einer strengen Abrechnung machen. Daudistels Roman „Opfer“ ist endlich einmal so ein Buch. Es zeigt, spürbar auf Selbsterlebtem aufbauend, ein Proletarierschicksal mit proletarischer Klassenbewußtheit, doch ohne parteipolitische Festlegung und Beschränkung. Vorkriegszeit, Kriegswesen und die verfehlt deutsche Revolte werden am Los eines Arbeiters überzeugend demonstriert. Ein bedeutsames Stück deutscher Vorgänge kommt auf diese Weise heraus. Der Sohn eines rheinischen Grubenarbeiters macht hier alle Stadien einer Flucht durch, die in der Vorkriegszeit noch möglich waren: als Matrose, als Vagabund, der in Italien und im Orient herumstrolcht, kommt durch seine Erfahrung zu dem Entschluß, sich nicht mehr willenlos der Ausbeutung durch Andre zu unterwerfen, ringt nach einem besseren Dasein, wird Zeitungshändler, Photograph, Agent, kehrt in die Heimat zurück, im ungünstigen Moment, da der Krieg ausbricht. Er wird unter die Soldaten gesteckt, reagiert darauf mit ständiger unterirdischer Sabotage, gründet revolutionäre Zirkel unter gleichgesinnten Kameraden, kommt ins Gefängnis, ist bei der Matrosenrevolte aktiv dabei, dann in Berlin ein Opfer der siegenden Gegenrevolution, einer von der hingemordeten Marstallbesatzung. Eindringlich ist hier dargestellt die ganze Welt der Armen, ihre trostlosen Folterkammern: Grubenfron, Waisenhaus, Prostitution, und die Gefährlichkeit eines vogelfreien Abenteuerdaseins, das heut, in der Aera, verschärfter staatlicher Organisation, Grenzpfahlchikane, Paß- und Registraturquälerei, nicht einmal mehr möglich ist, die Herzlosigkeit der gesichert Selbhaften und die noch üblere amtliche Dickfelligkeit und Grausamkeit. Auch die Kraßheit der vorhandenen Gegensätze und Unterschiede des Lebens ist genügend eindeutig pointiert inder Konfrontierung der Amüsierstätten der Gesellschaftselite mit dem todbedrohnten, kläglichen Dasein der Grubenkulis. Ebenso wahrheitsgemäß dargestellt ist hier endlich einmal die Kriegszeit: die patriotische Bemessenheit des Beginns, an der auch die leichtgläubigen Arbeitermassen aufgepeitscht durch ihre Führer sich beteiligten, und dann so manche charakteristische Etappe des Kriegsverlaufes.

Dolmetscher in Flandern ist einmal die Hauptfigur des Romans; da enthüllt sich das Wüsten der wildgewordenen deutschen Machtarroganz, dann die brutale Tourtur der Behandlung, die Häftlinge in Militärgefängnis und Strafkompagnie von einem völlig entmenschten, sadistischen Wachtpersonal erduldeten. Die Schrecken des Seuchenlazarets, der sehr schwierige, aufopferungsvolle Kampf mit den medizinischen Zutreibern des Massenmordens, die heroische Aufgabe, die ein entschiedener Kriegsgegner mit dem konsequent durchzuführenden Krankheitsimulieren auf sich nahm. Diese Dinge, die im Wortschatz blöder Spießerstammtische und im Jargon der öffentlichen Meinungsmache als Feigheit und Drückbergerei abgetan werden, sind hier wahrhaftig dargestellt als sehr viel schwierigere, weil nicht anerkannte, Zivilkourage und Waghalsigkeit, die gegen eine ganze Welt und nur unter äußerster Selbstdisziplin durchzuführen war. Und schließlich wird das Unterliegen der Revolution sehr richtig, sehr deutlich zurückgeführt auf die allzu humanen Bedenklichkeit der Revolutionäre. Auf die falsche Rechnung, die einen ebenso humanen Gegner voraussetzte, während doch die Gegenseite in der Entfaltung aller brutalen und perfiden Mittel von keinem Vorurteil gehemmt ist. Einer, (der sich später selber zur unangebrachten Milde verleihen läßt,) sagt richtig: „Der Krieg hat uns gelehrt, hart zu sein. Unsrer Revolution müssen wir zu ungeheurer Durchschlagskraft helfen, die unbarmherzige Gesellschaft durch Schrecken erschüttern“. Und er entgegnet der falschen Wehleidigkeit derer, die doch den Krieg mit all seinen Gräueln gebilligt hatten: „Auf einmal ist auch Blut heilig?“ Das Fazit ist: „Fluch lastet auf uns seit der Stunde, wo unser Haß versagte.“ Motto: „Aber diese verfluchten Menschen versagten.“ In einer Zeit, wo bürgerliche, aus egoistischen Motiven den Anschluß suchende Literaten den Proletarier streicheln, ist ein Werk wichtig, darin ein Proletarier seinesgleichen aus enttäuschter Liebe striegelt. (Schade, daß der Stil des Buches ungleichwertig ist. Es gibt da krasse Stilblüten: „Rohe Instinkte strebten maifrisch nach hohem Ziel,“ und so prägnante Formulierungen, wie jene Verdichtung des Kriegsbeginns: „Pfaffen zerrten an Kirchenglocken Sturm. Fabriken leerten sich. Alles rannte aus dem alten Elend . . . In Menschenbörsen stempelten Generäle die Pferde, Arbeiter und Autos „Kv“. Und Flaggen wehten. Wahnsinn raste: „Es lebe der Krieg!“ Militärkapellen schmetterten die Vernunft nieder. — — — „Immer feste druff“ machte alle besoffen.“)

Max Herrmann (Neiße)

„Krieg und Revolution“: Die Auflösung der alten Welt, die neue Welt, die Schrecken des Krieges, die Schrecken der Revolution. Die Welt ist ein Kampf.

„Krieg und Revolution“: Die Auflösung der alten Welt, die neue Welt, die Schrecken des Krieges, die Schrecken der Revolution. Die Welt ist ein Kampf.

„Krieg und Revolution“: Die Auflösung der alten Welt, die neue Welt, die Schrecken des Krieges, die Schrecken der Revolution. Die Welt ist ein Kampf.

„Krieg und Revolution“: Die Auflösung der alten Welt, die neue Welt, die Schrecken des Krieges, die Schrecken der Revolution. Die Welt ist ein Kampf.

„Krieg und Revolution“: Die Auflösung der alten Welt, die neue Welt, die Schrecken des Krieges, die Schrecken der Revolution. Die Welt ist ein Kampf.

„Krieg und Revolution“: Die Auflösung der alten Welt, die neue Welt, die Schrecken des Krieges, die Schrecken der Revolution. Die Welt ist ein Kampf.

„Krieg und Revolution“: Die Auflösung der alten Welt, die neue Welt, die Schrecken des Krieges, die Schrecken der Revolution. Die Welt ist ein Kampf.

BÜCHER FÜR ARBEITER

Johannes R. Becher / Levisite (Agisverlag, Wien).

Dieser Roman will zuerst als Kampfmittel, als Propagandamaterial, als revolutionäre Waffe gewertet werden. Als solcher ist er äußerst brauchbar. Grade durch seine Mischung aus Tatsachenschilderung und Utopismus, aus der Darstellung dessen, was ist, und dessen, was sein wird. Sein Thema ist brennend aktuell, es behandelt die Frage, die wie eine teuflische Drohung über uns allen schwer schwebt, es gestaltet, was unsre lebenswichtigste, unmittelbar zur Entscheidung drängende Wirklichkeit ist: die politische Situation der Gegenwart, die Vorbereitung des nächsten Krieges, der ein grausiger Kampf mit raffiniertesten chemischen Giften sein wird. Es ist das Schöne an Bechers Buch, daß es sich auch um das Gefährlichste nicht drückt, im Gegenteil, so deutlich wird, wie möglich und nötig ist, ein einziger scharfer Angriff bleibt. Wie Sinclair schöpft er aus namentlich belegten, sachlichen, wissenschaftlichen Quellen. So übermittelt er einem Publikum, das trockne Lehrbücher scheut, auf lebendige, jedem faßliche Art, wie es sich mit dem neuesten Stand technischer Verbesserung im Mordhandwerk verhält, was in den Teufelsküchen kriegswilliger Ingenieure und Chemiker ausgekocht wird. Die Darstellung dieser Dinge, und überhaupt der ganze, sozusagen „realistische“ Teil des Romanes, ist vorzüglich. Da gibt es Situationen, die für das heutige Deutschland durchaus typisch sind. So ein Honorationenzirkel: Landgerichtsdirektor, Oberstudienrat, Dechant, Fabrikbesitzer, Redakteur und der übliche, Geheimverbänden angehörige Leutnant, ist gut getroffen, mit seinem Scharfmachertum und sentimental verlogenen Kunstkult, ebenso ein Abiturientenstammtisch, eine Wahlversammlung, der Ruhr-Rummel. Nachher, wenn das Erträumte, Ersehnte kommt, ein Blick in die Zukunft getan, die Apotheose des revolutionären Gedankens und sein Triumph aufgemacht wird, geht es zu optimistisch, bombastisch, opernhafte barock zu für mein Gefühl. Sobald sich der Roman von den Tatsachen entfernt, ufert er aus, und schwächt meines Erachtens seine eigne Wirkung durch ein Zuviel, durch ein bengalisches Feuerwerk. Menschlich ist das erklärlich und sympathisch: nicht nur geht da wieder der Hymniker, der Ekstatiker Becher mit sich selber durch, sondern den leidenschaftlich an den Dingen Beteiligten, mit ihnen Leidenden, reißt es über die wegsamen Pfade hinaus. Im günstigsten Falle ergibt es ein effektvoll grelles Plakat, ein zauberkräftiges Manifest. Manchmal aber schieben sich in den großzügig revolutionären Roman parteiversandete Strecken, wo er wie die „Rote Fahne“ leitartikelt. (Dann gibt es auch stilistisch Wippchenentgleisungen wie diese: „Die Geschlechtskrankheiten pflanzen zynisch triumphierend ihr Banner auf“.) Was mich am offiziellen Partei-Kommunismus am meisten stört, dieser Nationalismus, der genau so fanatisch wie der alte, nur mit neuem Vorzeichen versehen ist, — ich spüre ihn auch in diesem Buche, gleich am Anfang, in der Art, wie der Rückzug eines deutschen Soldatenhaufens bei Kriegsende geschildert ist, und ganz deutlich später in der Kriegsberichterstatterschaft des Zukunftsgemetzels. Trotzdem bleibt Bechers Buch — um noch einmal das Wichtige zusammenfassen — wertvoll als revolutionäres Dokument, als eine Dichtung, die menschliches Verantwortungsgefühl, entschiedene Stellungnah-

me zu aktuellem Thema, kämpferischen Mut hat, voll Energieen, die sich mit gleicher Venemenz wider das wüste Heut und einem (allzu goldig gesehenen) Morgen oder Uebermorgen zu wenden.

Max Herrmann (Neiße)

Die Darstellung dieser Dinge, und überhaupt der ganze, sozusagen „realistische“ Teil des Romanes, ist vorzüglich. Da gibt es Situationen, die für das heutige Deutschland durchaus typisch sind. So ein Honorationenzirkel: Landgerichtsdirektor, Oberstudienrat, Dechant, Fabrikbesitzer, Redakteur und der übliche, Geheimverbänden angehörige Leutnant, ist gut getroffen, mit seinem Scharfmachertum und sentimental verlogenen Kunstkult, ebenso ein Abiturientenstammtisch, eine Wahlversammlung, der Ruhr-Rummel. Nachher, wenn das Erträumte, Ersehnte kommt, ein Blick in die Zukunft getan, die Apotheose des revolutionären Gedankens und sein Triumph aufgemacht wird, geht es zu optimistisch, bombastisch, opernhafte barock zu für mein Gefühl. Sobald sich der Roman von den Tatsachen entfernt, ufert er aus, und schwächt meines Erachtens seine eigne Wirkung durch ein Zuviel, durch ein bengalisches Feuerwerk. Menschlich ist das erklärlich und sympathisch: nicht nur geht da wieder der Hymniker, der Ekstatiker Becher mit sich selber durch, sondern den leidenschaftlich an den Dingen Beteiligten, mit ihnen Leidenden, reißt es über die wegsamen Pfade hinaus. Im günstigsten Falle ergibt es ein effektvoll grelles Plakat, ein zauberkräftiges Manifest. Manchmal aber schieben sich in den großzügig revolutionären Roman parteiversandete Strecken, wo er wie die „Rote Fahne“ leitartikelt. (Dann gibt es auch stilistisch Wippchenentgleisungen wie diese: „Die Geschlechtskrankheiten pflanzen zynisch triumphierend ihr Banner auf“.) Was mich am offiziellen Partei-Kommunismus am meisten stört, dieser Nationalismus, der genau so fanatisch wie der alte, nur mit neuem Vorzeichen versehen ist, — ich spüre ihn auch in diesem Buche, gleich am Anfang, in der Art, wie der Rückzug eines deutschen Soldatenhaufens bei Kriegsende geschildert ist, und ganz deutlich später in der Kriegsberichterstatterschaft des Zukunftsgemetzels. Trotzdem bleibt Bechers Buch — um noch einmal das Wichtige zusammenfassen — wertvoll als revolutionäres Dokument, als eine Dichtung, die menschliches Verantwortungsgefühl, entschiedene Stellungnah-

...den die wichtigsten Stellen, werden auch Frauen, Kinder und alte Leute beschäftigt. Das amerikanische Volk ist ein Volk der Arbeit. Die Amerikaner arbeiten nicht nur für den Reichtum, sondern auch für die Gesundheit, die Jugend, die Laune, den Ruhm durch Taten des Geistes und wahre Liebe sind für Geld nicht zu haben. Vielleicht gibt ihm ein Kumpel, der um des Geldes willen zu gesundheitsschädlichster Arbeit gezwungen ist, einmal ordentlich Bescheid. Kostspielige Verjüngungskuren, all die Feinessen neuester medizinischer Methoden, kommen sowieso nur Reichen zugute. Ein Wohlhabender, wenn er schlechter Laune ist, hat mindestens nach dem Busch Rezept noch Likör. Ruhm durch Taten des Geistes ist Glückssache, aber der Reiche kann diese Glückssache schieben, irgendein armer Teufel besorgt ihm für ein geringes Entgelt die Arbeit und die gekaufte Reklame liefert die Glorie. Wahre Liebe ist ein ähnlicher Fall, ziffernmäßig zu erwerben, auch die Nicht-Kokotten erliegen unbewußt der Macht des Reichtums, der Anziehungskraft, die ein Leben in Sorglosigkeit und Gepflegtheit besitzt. Jedenfalls ist die Sache diffizil, und Herr Rockefeller völlig inkompetent. Ganz naiv — daß heißt: die Andern für naiv nehmend — erzählt er folgende rührsame Räuberpistole: „Aber auf der andern Seite ist mir manches Glück entgangen, das dem weniger bemittelten Mann begeisternde Freuden gewährt. Stellen Sie sich vor, daß ich zum Beispiel ein Warenhaus durchwandere, in welchem alle Güter aufgehäuft sind, die ein Mensch begreifen kann. Ich durchwandere dieses Warenhaus mit völliger Gleichgültigkeit, denn ich bin in der Lage, daß ganze Haus mit seinem Inhalt zu kaufen. Wenn ich aber einem Unbemittelten anbiete, ihm ein Geschenk nach seiner Wahl aus den Waren zu machen, so würde er es als ein großes Glück empfinden“. Die deutsche Sprache hat nicht genug Möglichkeiten, solcher brutalen Bauernfängerei entsprechend brutal zu entgegnen. Es wäre zu harmlos, Herrn Rockefeller daraufhin zuzumuten, mit jenem Unbemittelten einfach zu tauschen. Ueberdies bekennt in den nächsten Sätzen der klägliche Krösus die verstockteste Hartfelligkeit: andern eine Freude machen können, ist ihm kein Glück; wenn er in der Zeitung liest, daß in China hunderttausend Menschen ertrunken sind, geht leicht darüber hinweg, und wenn er erfährt, daß derselben Anzahl von Menschen ein großes Glück widerfahren, bereitet es ihm selbst kaum ein Glücksgefühl. Aber der konsequenten Feststellung des Interviewers, daß Herr Rockefeller in einem zweiten Leben also nicht nach Reichtum streben würde, entzieht sich Herr Rockefeller mit der üblichen bequemen Mystik, in den für Leute seines Schlagers recht brauchbaren Fatalismus, beruft sich auf ein allmächtiges Schicksal, dem niemand zuwiderhandeln könne — Kunststück, wenn man das Schicksal hatte, Milliardär zu werden! Und er gibt schließlich, ohne daß er's merkt, zu, wie unsinnig die Annahme ist, jeder Mensch, der etwas Wertvolles leistet, könne in dieser Welt Erfolg haben, und es entschließt ihm das Geständnis, daß er alle Rezepte, reich zu werden, für Humbug hält. Aber welche Zeitung interviewt Bettler, Schuldner, Notleidende, ob Armut glücklich macht? Ein multimilliardenfaches „Nein!“ würde Herrn Rockefellers faustdicken Fibelschatz als die unverschämte, perfide, gefährliche Lüge entlarven, die er ist.

EIN BLÖDER FRAGER BEKOMMT UNVERSCHÄMTE ANTWORTEN

Ein amerikanischer Reporter hat sich beim Multimilliardär Rockefeller teilnahmsvoll erkundigt; ob Reichtum glücklich macht. Natürlich hält der geldbelastete Biederermann sich für benachteiligt. Er behauptete frech, daß es im Menschen selbst liegt, sich glücklich zu fühlen oder nicht. Und fügt blasphemisch hinzu: „Es könnte wohl ein wenig bemittelter Menschen das höchste Glück erreichen, wenn er zufällig nur Wünsche hat, die nichts kosten“. Wenn ein Mensch nur Wünsche hat, die nichts

kosten, verreckt er in der heutigen Weltordnung, die leider das Vorhandensein von Multimilliardären ermöglicht. Denn die primitivsten Bedürfnisse, Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung, kosten leider etwas. Weiter behauptet der alte Gauner: „Gesundheit, Jugend, gute Laune, Ruhm durch Taten des Geistes und wahre Liebe sind für Geld nicht zu haben“. Vielleicht gibt ihm ein Kumpel, der um des Geldes willen zu gesundheitsschädlichster Arbeit gezwungen ist, einmal ordentlich Bescheid. Kostspielige Verjüngungskuren, all die Feinessen neuester medizinischer Methoden, kommen sowieso nur Reichen zugute. Ein Wohlhabender, wenn er schlechter Laune ist, hat mindestens nach dem Busch Rezept noch Likör. Ruhm durch Taten des Geistes ist Glückssache, aber der Reiche kann diese Glückssache schieben, irgendein armer Teufel besorgt ihm für ein geringes Entgelt die Arbeit und die gekaufte Reklame liefert die Glorie. Wahre Liebe ist ein ähnlicher Fall, ziffernmäßig zu erwerben, auch die Nicht-Kokotten erliegen unbewußt der Macht des Reichtums, der Anziehungskraft, die ein Leben in Sorglosigkeit und Gepflegtheit besitzt. Jedenfalls ist die Sache diffizil, und Herr Rockefeller völlig inkompetent. Ganz naiv — daß heißt: die Andern für naiv nehmend — erzählt er folgende rührsame Räuberpistole: „Aber auf der andern Seite ist mir manches Glück entgangen, das dem weniger bemittelten Mann begeisternde Freuden gewährt. Stellen Sie sich vor, daß ich zum Beispiel ein Warenhaus durchwandere, in welchem alle Güter aufgehäuft sind, die ein Mensch begreifen kann. Ich durchwandere dieses Warenhaus mit völliger Gleichgültigkeit, denn ich bin in der Lage, daß ganze Haus mit seinem Inhalt zu kaufen. Wenn ich aber einem Unbemittelten anbiete, ihm ein Geschenk nach seiner Wahl aus den Waren zu machen, so würde er es als ein großes Glück empfinden“. Die deutsche Sprache hat nicht genug Möglichkeiten, solcher brutalen Bauernfängerei entsprechend brutal zu entgegnen. Es wäre zu harmlos, Herrn Rockefeller daraufhin zuzumuten, mit jenem Unbemittelten einfach zu tauschen. Ueberdies bekennt in den nächsten Sätzen der klägliche Krösus die verstockteste Hartfelligkeit: andern eine Freude machen können, ist ihm kein Glück; wenn er in der Zeitung liest, daß in China hunderttausend Menschen ertrunken sind, geht leicht darüber hinweg, und wenn er erfährt, daß derselben Anzahl von Menschen ein großes Glück widerfahren, bereitet es ihm selbst kaum ein Glücksgefühl. Aber der konsequenten Feststellung des Interviewers, daß Herr Rockefeller in einem zweiten Leben also nicht nach Reichtum streben würde, entzieht sich Herr Rockefeller mit der üblichen bequemen Mystik, in den für Leute seines Schlagers recht brauchbaren Fatalismus, beruft sich auf ein allmächtiges Schicksal, dem niemand zuwiderhandeln könne — Kunststück, wenn man das Schicksal hatte, Milliardär zu werden! Und er gibt schließlich, ohne daß er's merkt, zu, wie unsinnig die Annahme ist, jeder Mensch, der etwas Wertvolles leistet, könne in dieser Welt Erfolg haben, und es entschließt ihm das Geständnis, daß er alle Rezepte, reich zu werden, für Humbug hält. Aber welche Zeitung interviewt Bettler, Schuldner, Notleidende, ob Armut glücklich macht? Ein multimilliardenfaches „Nein!“ würde Herrn Rockefellers faustdicken Fibelschatz als die unverschämte, perfide, gefährliche Lüge entlarven, die er ist.

Max Herrmann (Neiße).